

Predigt in der Universitätskirche in Münster vom 6. November 2016 (Drittletzter Sonntag des Kirchenjahres)

„Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus“ (1.Kor.1, 3)

Der Predigttext für den heutigen drittletzten Sonntag des Kirchenjahres steht im vierzehnten Kapitel des Römerbriefs. Ich lese die Verse 7 bis 9:

Niemand von uns aber lebt aus sich selbst heraus und niemand stirbt aus sich selbst heraus. Wenn wir denn leben, so leben wir im Herrn; wenn wir aber sterben, so sterben wir im Herrn. Ob wir nun leben oder ob wir nun sterben, wir sind des Herrn. Dieser aber ist Christus, der gestorben ist und auferstand, damit er Herr sei von Toten wie von Lebenden.

Liebe Gemeinde!

Von den Bäumen fällt das Laub, die Tage werden kürzer, die dunklen Nächte nähern sich schon bald ihrem Höhepunkt. Und als wäre dies noch alles nicht genug: Das Kirchenjahr geht unaufhaltsam seinem Ende entgegen: vorletzter Sonntag, Totensonntag, Ewigkeitssonntag... Der November ist der traurigste Monat im Jahr.

Seit der Zeitumstellung vor einer Woche ist es noch etwas trüber geworden. Rein statistisch betrachtet suchen Skandinavier seither 1,6-mal so häufig wie im Sommer ihre Psychotherapeuten auf. Und auch in Mitteleuropa sehnen wir uns nach Wärme, nach Licht, und danach, dass die dunkle Jahreszeit doch möglichst schnell vorübergeht. Und das Interessanteste dabei: Diese Eindrücke sind keinem modischen Zeitgeist geschuldet, sondern übergreifen die Jahrhunderte. Schon Heinrich Heine wies mit seinem Wintermärchen aus der Pariser Matratzengruft auf diese besondere Stimmung des Novembers hin: „Im traurigen Monat November war's“.

Wenn es dunkler und kälter wird, beginnt man häufiger zu grübeln: man erinnert vielleicht vergangene Geschichte(n) vorm Kaminofen von einer pausbäckigen Großmutter erzählt, oder sehnt sich nach Nähe zu denjenigen Menschen, mit denen man nicht tagtäglichen Umgang pflegt. Das eigene oder andere Leben kann bereits in Kürze eine ganz andere Wendung erfahren. Es ist dann unser Predigttext, der in dieser Situation eine ganz eigentümlich zuversichtliche Leuchtkraft entfaltet: „Niemand von uns aber lebt aus sich selbst heraus und niemand stirbt aus sich selbst heraus. Wenn wir denn leben, so leben wir im Herrn, wenn wir aber sterben, so sterben wir im Herrn.“ Als Christen sind wir gewiß, dass wir aus der Zuwendung unseres Herrn zu uns heraus leben und sterben.

Allerdings, man kann diese Zeilen aber auch noch einmal ganz anders lesen. Der französische Religionsphilosoph Blaise Pascal hat in seinen (*Écrits sur la grâce*) Abhandlungen über die Gnade verschiedene Religionsparteien gegeneinander antreten lassen. „Calvinisten“, „Jesuiten“ und „Augustinianer“ diskutieren über die „richtige“ Interpretation dieser Verse aus dem Römerbrief. Vertreten die Calvinisten die Auffassung, dass der Mensch im Angesicht des (gnädigen) Herrn in keinem Fall gültige, also wirksame Entscheidungen treffen kann, so widersprechen ihnen die Jesuiten, die die freie Entscheidung des Menschen als Voraussetzung für die Gewähr der Gnade bestimmen. Alles hängt hier also davon ab, ob der Mensch richtig handelt. Die dritte Position der Augustinianer bindet wiederum nicht die Gnade selbst, sondern ihre Wirksamkeit an die Erfüllung von zureichenden Bedingungen. Ist die Gnade nun also aus sich selbst heraus wirksam (efficax), oder nur durch das menschliche Tun (sufficax) oder greift sie doch auf beides zugleich zurück?

Es scheint mir nicht nur jener fast spielerische Umgang mit unserem Predigttext zu sein, sondern auch ein anderer inhaltlicher Aspekt, der jene Abkehr von tief empfundener, spätherbstlicher Traurigkeit ermöglicht. Die Aussage nämlich, dass unser Leben, aber auch unser Sterben, dass dies alles geschieht, „damit oder eigentlich weil und insofern er Herr sei über die Toten wie über die Lebenden.“ Nur, bedeutet dann dieser Ausdruck eigentlich, Herr zu sein?

Im Unterschied zu Neutestamentlichen Lexika, die die Wendung metaphorisch auf Christi Herrschaft beziehen, kennt der Duden diese besondere Dynamik nicht. Er empfiehlt stattdessen den Ausdruck „herrschen“ oder „Herr der Lage zu sein“ und meint dann den einfachen Vorgang, dass jemand Macht über andere hat. Dabei kommt es allerdings präzise darauf an zu bestimmen, woher diese Macht stammt bzw. wie jemand Macht verwendet.

Ein machtvolles Herrschen gehört eigentlich nicht in unsere demokratisch verfasste Welt hinein, und dennoch betrachtet so manch gewählter Regent sein Volk als willfährige Masse. Was sich daraus entwickeln kann, wird gerade in Aleppo ausgehalten; an jenem Ort, der im Auftrag rücksichtsloser Gewalttäter mit Fass- und Chemiebomben zugleich vernichtet wird. Das Herrschen geht hier einher mit Angst und Schrecken, zwei Präsidenten versuchen, mit aller Macht ihre Herrschaftsbereiche auszuweiten.

Mindestens genauso schwierig wird es, wenn jemand herrscht, der sich auf **unlautere Weise** in eine Machtstellung bringt, der sich als hinterhältig oder Strippenzieher erweist, und der ein mögliches Herrschen schon jetzt missbraucht, um sich auf Kosten dritter Personen zu profilieren. Dabei geht es zwar grundsätzlich um politische Betrüger jeglicher Art. Die ihn

(oder sie) im konkreten Fall unterstützenden Wähler – nicht nur in den Swing States -, werden sich erst dann als Opfer fühlen, wenn es bereits zu spät ist. Dritte werden mit in den Abgrund gerissen.

Der Ausdruck herrschen kann sich schließlich auch auf **Wertschätzendes** beziehen: Es herrscht inspirierendes Chaos, eine Aufbruchsstimmung, ein Klima der Produktivität, Ruhe vor dem Sturm, eine vorübergehende Stille. Diese Form des perspektivistischen Herrschens fühlt sich für uns als moderne Menschen schon etwas weniger eigentümlich an. Lässt sie doch sich selbst und uns anderen Raum zum Ausprobieren. Jeder hat einmal die Chance, sein eigener Herr zu sein.

An prominenter Stelle hat sich jüngst ein solcher Perspektivenwechsel ereignet. Vor zwei Wochen stand in der Frankfurter Paulskirche die Journalistin Carolin Ehmke am altehrwürdigen Rednerpult. Die diesjährige Friedenspreisträgerin deutete in ihrer Rede mehrfach an, was ein solcher Perspektivenwechsel bewirkt - im Guten wie im Schlechten.

In der gegenwärtigen Welt könne man einerseits erleben, dass die Opfer willkürlicher Herrschaft physische Beschädigung erfahren. Andererseits beschädige sich aber jeder einzelne Mensch, der dem Treiben fanatisierter Kräfte sprach- und Tatenlos gegenüber stehe. Setzte man sich aber anstelle der wehrlosen Opfer zur Wehr, so nehme man eben nicht länger in Kauf, sich selber aufzugeben. Oder in meiner Lesart: Dieser letzte Perspektivenwechsel hat öffentliche Konsequenzen.

Dabei geht es Emcke darum, neu gewonnene Möglichkeiten ihrer besonderen (Vogel-)Perspektive zu markieren, von der sie am Ende wünscht, dass sie allen Zuhörern irgendwann einmal offen steht.

Allerdings: Nur die wenigsten, die am 23. Oktober dabei waren, werden den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels erhalten können. Und auch insgesamt stellt sich die Frage, ob die (hinter Emckes Wunsch) kaum versteckte Aufforderung genügt, um sich machtvoll daher kommender Willkür oder potentiellem (Selbst-) Betrug entgegen zu stellen. Denn selbst einer umsichtig geplanten Kehrtwende könnten jene Erfahrungen des Scheiterns drohen, die Blaise Pascal aus verschiedenen Perspektiven beschreiben ließ: Wann ist herrschaftliche Machtfülle wirksam, wann ist sie zureichend, wann ist sie beides zugleich?

Das wertschätzende Herrschen dürfte also auch noch einmal anders als nur perspektivistisch zu profilieren sein und zwar mit Hilfe einer Geschichte, die man sich im hohen Norden vor allem in langen Nächten erzählt. Sie handelt von einen König und einen Besenbinder und wird je nach Landschaft verschieden akzentuiert: Ein König wundert sich, dass seine riesigen Wälder

nur magere Erträge erwirtschaften. Als armseliger Handwerksbursche verkleidet, beschließt er, den eigenen Wald aus nächster Nähe zu erkunden. Dabei begegnet er einem Besenbinder, der mit ihm sein kärgliches Abendbrot teilt. Nach Anbruch der Dunkelheit verpflichtet sich der vermeintliche Handwerksburschen im Gegenzug als „kostenlose“ Arbeitskraft. Aber der König muss die ganze Nacht über aus seinem eigenen Prachtwald Bündel voller Reisig-Ruten entwenden - auf Geheiß des Besenbinders schneidet er allerdings gerade eben so viele Zweige vom einzelnen Baum, dass dieser sich von sich aus wieder regenerieren kann.

Dass er damit auch das Wachstum seiner Bäume befördert, wird dem König zwar nicht bewusst. Ihm tritt aber das ganze Ausmaß der Not des „räuberischen“ Besenbinders vor Augen.

Als der König längst wieder als König in seinem Stadtschloss regiert, erinnert er sich an den armen Mann. Und er schickt seine Soldaten aus, des Besenbinders sämtliche Besen zu erwerben – für deutlich mehr als den üblichen Preis. Das Ende der Geschichte ist schnell erzählt, aber ist damit eigentlich alles gut?

Der König ist in dieser Geschichte nicht einfach Herr, weil er einen Perspektivenwechsel unternimmt - er weiß nicht, was ihn erwartet. Er ist auch nicht deswegen Herr, weil er seine Soldaten schickt - der Preis, den die Soldaten dem Besenbinder zahlen, ist letztlich ein Tropfen auf den heißen Stein. Der König agiert vielmehr insofern als Herr, als ihn die Not des einen dazu veranlasst, (eigene) Gesetze außer Kraft zu setzen; denn eigentlich hätte er den Besenbinder für sein **Tun** bestrafen müssen!

Nicht der Besenbinder, der König selbst verändert sich. Und der König entschädigt daher den, der ihn zuvor geschädigt hatte. Dabei ermöglicht er dem, der sich zuvor selbst beschädigt hatte, den Aufbau eines neuen Verhältnisses zu sich selbst. Und jetzt erst benimmt sich der König in seinem Herr sein so richtig königlich.

Lesen wir unseren Predigttext von hier aus, dann erhält er noch einmal eine neue Wendung:
Wir sind nicht länger gezwungen, uns für unser Tun und Leben andauernd rechtfertigen zu müssen. Wir empfangen den Grund für unser Handeln von dem her, der sich uns einst und täglich immer wieder neu gleich werden ließ. Aus seiner Perspektive ist jeder Einzelne wichtig, wer auch immer er ist und wo auch immer er steht.

Dies bedeutet nicht, dass wir aus unserer Verantwortung für dieses Leben entlassen sind, wohl aber, dass wir nicht tagtäglich erneut und wiederum von vorne um dessen letzte Verantwortung ringen müssen. Als Herr über Leben und Tod fängt „er“ uns auf, wenn wir uns fallen lassen. Als Herr über Leben und Tod ermahnt er uns, durchdachte Entscheidungen zu

fällen. Als Herr über Leben und Tod ermächtigt er uns, für andere einzustehen, in der Gewissheit, dass unsere Hingabe durch wechselseitiges Geben beantwortet wird.

Dann allerdings gehören wir nicht länger uns selbst, sondern dem, den wir als unseren Herrn über uns Herr sein lassen. Und dann verstehen wir auch, was es bedeutet, wenn Paulus sagt: „Dieser aber ist Christus, der gestorben ist und auferstand, damit er der **Herr sei** von Toten wie von Lebenden.“

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als all unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen in Christus Jesus, Amen